
Erinnerungen

BURKHARD DRIEDGER

Mennoniten aus West- und Ostpreußen in Pfalz-Rhein Hessen zwischen 1945 und 1960

Als ich meinen Ruhestand 1988 begann, fing ich an aufzuschreiben, was ich noch von der alten Heimat an der Weichsel wußte. Das haben auch andere getan, aber bisher hat keiner darüber berichtet, wie das denn war, als nach dem Krieg plötzlich ein großer Teil der Mennoniten aus dem Osten in der Pfalz und in Rhein Hessen auftauchte, was in den Jahren von 1947 bis 1950 geschah. Schließlich nahm ich mich dieses Themas an und schrieb auf, was ich wußte, um auch etwas von dieser Geschichte an unsere Kinder weiterzugeben. Als ich damit fertig war, gab ich meine Aufzeichnungen Gary Waltners zu lesen. Der fragte mich, ob ich darüber einen Vortrag bei der Mitgliederversammlung des Mennonitischen Geschichtsvereins halten möge.

Die meisten Mennoniten in Deutschland lebten vor 1945 im Gebiet der ehemaligen Provinz Westpreußen, die nach dem Ersten Weltkrieg geteilt wurde. Der größte Teil Westpreußens fiel an Polen, das in jener Zeit wieder entstand, und der neu gebildete Freistaat Danzig unterstand dem Völkerbund und war nicht Teil Deutschlands. Zu diesem Freistaat gehörten das Weichsel-Nogat-Delta, die Danziger Höhe und Danzig mit seinen Vororten. Hier gab es die größte Dichte an Mennonitengemeinden. Außer der Stadtgemeinde in Danzig sind die Gemeinden Fürstenwerder, Heubuden-Marienburg, Ladekopp mit Orloffsfeld, Rosenort und Tiegenhagen zu nennen. In der Mennonitengemeinde Heubuden bin ich geboren.

Die Gemeinden bei Graudenz (Montau-Gruppe und Schönsee) befanden sich im Jahre 1919 unvermittelt auf polnischem Gebiet, ebenso die kleine Gemeinde Obernessau bei Thorn. Sie waren nun durch eine Landesgrenze von ihren Glaubensbrüdern im Freistaat Danzig getrennt. Ein fruchtbarer Austausch von Erfahrungen und Besuchen untereinander war nur schwer möglich. Ebenfalls durch eine Grenze abgetrennt waren nun auch die Gemeinden in Ostpreußen (Elbing, Ellerwald, Thiensdorf, Tragheimerweide, Königsberg und Memelniederung).

Ich war neun Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg begann. Und als es soweit

kam, daß wir flüchten und unsere Heimat verlassen mußten, wußte ich etwas von der Geschichte der Mennoniten. Bei den Mahlzeiten war es, daß sich meine Eltern darüber unterhielten, wie schwer es die Mennoniten, die aus Rußland hatten flüchten müssen, bei ihrer Ansiedlung im Chaco von Paraguay hatten. Ich wußte natürlich auch, daß es im Werder mehrere Mennonitengemeinden gab, aber ich kannte nicht ihre Kirchen, außer denen in Heubuden und Marienburg. Einmal war ich auch in der Mennonitenkirche in Fürstentwerder und sogar in Tragheimerweide und in Montau bei Graudenz.

Zum Gottesdienst nach Heubuden fuhren wir fast an jedem Sonntag. Wenn wir mal nicht zum Gottesdienst fuhren, dann wurden die dicke Bibel und das Predigtbuch aus dem Schrank geholt, und Vater oder Mutter lasen daraus eine Predigt.

Es war wohl selbstverständlich, daß meine Eltern den Mennonitischen Gemeindekalender hielten, auch die Mennonitischen Geschichtsblätter. Auch Teile des Mennonitischen Lexikons wurden nacheinander gekauft, die später zu Bänden gebunden werden sollten. Diese Lektüre wurde auf dem »Stubenboden« aufbewahrt, einfach auf dem Fußboden gestapelt. Manchmal bin ich dort hingeraten und ich habe mit Interesse die Bilder in dieser Lektüre betrachtet. Und so manches Mal hat mich meine Mutter zum Essen herunterrufen müssen, weil ich in die Hefte so vertieft war.

Von Glaubensgeschwistern in Rußland und Südamerika wußte ich also. Ich wußte aber nicht, daß es auch welche in der Pfalz gab, obwohl sie doch derselben Konferenz angehörten wie die Gemeinden in Westpreußen. Das war die »Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden«. Daneben gab es noch die Mennoniten in Baden-Württemberg, die sich zum »Verband Deutscher Mennonitengemeinden« zusammengeschlossen hatten. Diese beiden Konferenzen unterschieden sich auch in Glaubensauffassungen. Darauf komme ich noch zurück.

Der bäuerliche Anteil bei den Mennoniten im ehemaligen Westpreußen betrug bis 1945 etwa 80 Prozent. Meist waren das selbständige Bauern. Ähnlich wird es auch bei den Mennoniten in der Pfalz und in Baden-Württemberg gewesen sein. Das änderte sich nach dem Krieg grundlegend. Was bedeutete es für die Gemeinden, daß sich in sehr kurzer Zeit, praktisch von heute auf morgen, die Zusammensetzung ihrer Mitglieder so sehr gewandelt hat?

Zwar haben die Mennonitengemeinden in Pfalz-Rhein Hessen und in Baden-Württemberg keine Flucht erlebt, aber auch hier ist nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Strukturwandel der bäuerliche Anteil der alteingesessenen Mennoniten, wenn nicht gar stellenweise verschwunden, so aber doch stark

reduziert. Die Frage nach den Auswirkungen solcher Änderungen wäre es wert, genauer untersucht zu werden.

Die Mennoniten im Freistaat Danzig waren durch die politischen Ereignisse ziemlich bewegt, besonders seit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Sie akzeptierten es nicht, daß sie nun so plötzlich durch die willkürlich anmutenden Grenzen von ihren Glaubensgeschwistern getrennt waren. War vorher der Austausch untereinander eine Selbstverständlichkeit, so war er jetzt mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Da kam »im Reich« im Jahre 1933 Adolf Hitler an die Macht. Der bewirkte viel in kurzer Zeit. Er löste – so schien es – das Arbeitslosenproblem, er holte das Saarland »heim ins Reich«, er verschaffte Deutschland Ansehen in der Welt. Sollte der es nicht auch schaffen, den Freistaat Danzig wieder »heim ins Reich« zu holen und damit den alten Zustand wieder herzustellen? Kaum einer von uns ahnte, auch bis 1945 nicht, was dieser Hitler alles »im Schilde führte«. Jeder konnte es in Hitlers Buch »Mein Kampf« lesen, aber niemand wollte es sich vorstellen, daß so etwas wahr werden könnte. Diese Vorstellungen waren bisher ohne Beispiel. Wie allgemein bekannt, wurde der Freistaat Danzig dem Deutschen Reich 1939 wieder einverleibt.

Die Jugendstunden unserer Gemeinde wurden in der Gaststätte »Esau« in Kalthof abgehalten. Dazu gehörte auch Bibelarbeit. Da erschienen einmal einige Parteileute, die diese Bibelarbeit beanstandeten, weil sie nicht mit dem Programm der Hitler-Leute übereinstimmte. Danach sind wir dann für die Bibelarbeit in die Marienburger Mennonitenkirche gegangen, und zum gemütlichen Teil kehrten wir wieder in die Gaststätte »Esau« nach Kalthof zurück.

Die Mennoniten aus dem Freistaat Danzig wurden von ihren amerikanischen Glaubensbrüdern nach dem Krieg »die Danziger« genannt, im Unterschied zu denen aus Rußland. Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die ausgewanderten Mennoniten in Uruguay so genannt. Sie blieben noch vorläufig »die Danziger«, und man meinte, daß ihnen nach der Bekanntschaft, die sie mit der nationalsozialistischen Ideologie gemacht hatten, eine geistliche Missionierung nicht schaden würde.

Im 16. Jahrhundert haben die geflüchteten Täufer aus Holland im Weichsel-Nogat-Delta eine Heimat gefunden. Vierhundert Jahre lang haben sie gearbeitet, um dieses Land frei von Wasser zu halten. Niemand konnte sich vorstellen, dieses Land einmal verlassen zu müssen. Doch unerbittlich kam der 24. Januar 1945 heran. Hitler hatte sein Volk in den Krieg gehetzt, hatte halb Europa unter seine Knechtschaft gebracht und sich und seinem Volk viele Feinde gemacht. Bereits im Jahre 1942 gab es Anzeichen dafür, daß eines

Tages der Krieg auch nach Deutschland getragen würde. Wir konnten es aber nicht voraussehen, daß unsere Tage in der alten Heimat gezählt waren.

Bei Eis und Schnee brachen wir auf. Vater war nicht zu Hause, er war zum Militär eingezogen. Mein kleiner Bruder war krank. Den 80jährigen Großvater und seine Tochter nahmen wir mit. Zwei Tage brauchten wir, um nach Meisterwalde auf die Danziger Höhe zu kommen. Hier blieben wir einen Monat, weil an der Nogat die anstürmenden Russen vorübergehend gestoppt worden waren. Wir hofften, zum Frühjahr und zur Saatbestellung wieder zu Hause zu sein. Wir konnten es uns nicht vorstellen, daß das fruchtbare Werder brach liegen bleiben sollte, ohne Frucht zu tragen. In Meisterwalde kreperte eins unserer Pferde, und um Ersatz zu beschaffen, fuhren einer meiner Onkel und ich eines Tages nach Danzig an den Hafen, wo neben den übergroßen Schiffen viele mit Pferden bespannte Flüchtlingswagen standen, mit denen Menschen aus Ostpreußen hierher gekommen waren, um weiter über die Ostsee zu flüchten.

Für 800 Reichsmark kauften wir hier einen kräftigen Fuchswallach, mit dem ich nach Meisterwalde zurückritt. Beim Kauf dieses Pferdes war der Gedanke vorherrschend, daß wir unbedingt wieder eine Zugkraft brauchten für die Frühjahrsbestellung im Werder. Wir dachten kaum daran, womöglich unsere Flucht in Richtung Westen fortsetzen zu müssen.

Diese Fortsetzung begann dann aber am 26. Februar 1945, und wir erlebten das Chaos auf den Straßen. Die sowjetischen Panzer überholten uns in Pommern. Hier saßen wir nun fest und abgeschnitten von der Welt. Keine Zeitung, keine Post. Den ersten Brief erhielten wir erst über ein Jahr später, Mitte 1946. Dann erst wurde uns bekannt, daß viele unserer Glaubensgeschwister aus dem Werder über die Ostsee nach Dänemark geflüchtet waren. Im Dezember 1946 wurden wir dann aus Polen ausgewiesen und kamen in die russische Zone. Auch hier saßen wir fest, aber durch Briefe waren wir verbunden mit denen, die bei ihrer Flucht bis in den Westen gekommen waren. Wir hörten von Auswanderungsgedanken, und wir waren in Sorge darüber, daß wir womöglich vergessen werden könnten und alleine in Deutschland zurückbleiben mußten.

Die Losung damals lautete: Nur weit genug weg von den Russen, von den Kommunisten! Denen wollen wir nicht in die Hände fallen. Die Siegermächte hatten beschlossen, Deutschland nie wieder hochkommen zu lassen, die noch vorhandenen Industrieanlagen zu demontieren und ein reines Agrarland entstehen zu lassen. Es waren Parolen, die unsere Hoffnungslosigkeit noch steigerten.

Wir waren im sowjetischen Bereich hängengeblieben. Aber wir suchten nach

Möglichkeiten, aus diesem Bereich heraus in den Westen zu kommen. Bei Nacht und Nebel haben wir die Zonengrenze überquert. Ich schaffte es im März, Mutter, Bruder und Tante Anna im Juni 1948. Großvater und mein kleiner Bruder waren in Polen gestorben. Unser Ziel war der Weierhof in der Pfalz, in der französischen Zone.

In den Jahren 1947/48 war ein Stimmungswechsel spürbar. Die Briefe, die wir noch in der russischen Zone erhielten, bekamen eine andere Färbung. Da schrieben einige, daß sie nicht auswandern, sondern in Deutschland bleiben wollten. Es war auch von Bestrebungen die Rede, die »Danziger« in Südfrankreich anzusiedeln. Ein großer Befürworter dieser Tendenz war Gustav Reimer, der Diakon meiner Heimatgemeinde Heubuden. Und da gab es in der Pfalz unter den dortigen Mennoniten gestandene, weitsichtige Männer wie meinen späteren Lehrherrn Otto Zerger vom Weierhof. Solche Männer erkannten die Chance, die sich den Mennoniten im Bereich der Pfälzisch-Hessischen Konferenz bot, die dortigen Gemeinden durch den Zuwachs mennonitischer Flüchtlinge aus dem Osten zu stärken und zukunftsfähig zu machen.

Überhaupt sollte hier auch einmal festgehalten werden, daß es unter Mennoniten viele kluge Köpfe gab mit guten Gedanken, daß es aber meist einfache Bauern waren, die gute Gedanken in die Tat umsetzten. Sie waren die Praktiker, die abzuwägen in der Lage waren und die beurteilen konnten, was realistisch war. Ich möchte jetzt schon den einfachen Bauern Paul Kliever erwähnen, den späteren Initiator zum Bau der Enkenbacher Mennoniten-Siedlung.

Jetzt müssen wir uns aber erst einmal mit einigen Zahlen beschäftigen. Im Januar 1945 brachen rund 9800 Mennoniten aus den Ostgebieten zur Flucht auf. Etwa 2000 von ihnen bestiegen in der Danziger Bucht ein Schiff, um sich über die Ostsee zu retten. Die meisten von ihnen gelangten nach Dänemark. Der größte Teil flüchtete mit Pferd und Wagen Richtung Westen. Die meisten schafften es nicht bis Westdeutschland; sie fielen der russischen Armee in die Hände. Die Bewohner der Stadtgemeinden benutzten wohl die Eisenbahn für die Flucht, weil ihnen keine Pferdefuhrwerke zur Verfügung standen. Sie benutzten natürlich auch den Seeweg.

Laut Mennonitischem Lexikon lebten im April 1948 in der britischen Zone 5500 Mennoniten, in der amerikanischen und französischen Zone 1000 und in Dänemark 1800 Mennoniten. Man rechnet, daß während der Flucht durch Tod, Ertrinken und Verschleppung und während der Lagerzeit in Dänemark rund 550 Mennoniten verstorben sind.

Der Bauer und Prediger Johannes Driedger kam im Dezember 1945 im We-

sten Deutschlands an, und zwar im Bereich der gerade entstandenen Flüchtlingsgemeinde in Göttingen, die der bekannte Dr. Ernst Crous leitete. Johannes Driedger kümmerte sich als Reiseprediger um die verstreut lebenden Glaubensgeschwister, und er hatte so auch Gelegenheit, die hier und da in Westdeutschland stattfindenden Konferenzen zu besuchen, die meist von MCC-Vertretern einberufen wurden. Stets ging es bei diesen Konferenzen um die Frage, wie den vielen geflüchteten Glaubensgeschwistern geholfen werden könnte. Eine solche Konferenz fand im November 1947 in Friedelsheim in der Pfalz statt. Mit einer Sondergenehmigung für die französische Zone fuhr Johannes Driedger hin. Auf seiner Rückreise kam er zum Weierhof und er lernte Otto Zerger kennen, mit dem ihn sofort eine enge Freundschaft verband, wie auch die Erkenntnis, alles Menschenmögliche zu tun, um den Vertriebenen eine neue Heimat zu geben. Fortan unterrichtete Johannes Driedger seinen Freund über alles, was er über die Bemühungen zur Seßhaftmachung der Vertriebenen erfuhr. So schrieb er am 20. November 1947 unter anderem: »Dr. Crous erwartet den Besuch von Prof. Bender. Außerdem erhielt ich eine Einladung zu einer Sitzung der Direktion des MCC mit unseren Vertretern, die am 28. d. Mts. auf dem Thomashof stattfindet. Hoffentlich gelingt es uns, eine Ansiedlung der Mennoniten in der Pfalz in die Wege zu leiten.«

Am 2. Dezember 1947: »Am 28. 11. konferierten wir auf dem Thomashof mit dem MCC (Bender). Ich bat ihn, sich für eine Öffnung der französischen Zone für uns Mennoniten einzusetzen. Er lehnte mit der nicht von der Hand zu weisenden Begründung ab, eine ausländische Privatorganisation würde sich durch einen Übergriff in innere deutsche Angelegenheiten unmöglich machen. – Wir werden aber versuchen müssen, uns selbst zu helfen.«

Am 4. Januar 1948: »Ihren Vorschlägen für eine Durchsetzung unserer Mennonitengemeinden in der dortigen Besatzungszone mit mennonitischen Ostflüchtlingen stimme ich grundsätzlich voll und ganz zu ... Es ist durchaus erstrebenswert, die von ihnen vorgeschlagenen Bereitstellungen von Unterkünften bei unseren dortigen Glaubensgeschwistern als notwendige Vorarbeit zu leisten. Wir unsererseits müßten uns auf die Familien einigen, die sich dort niederlassen wollen. – Bruder Gustav Reimer hat uns zu einer am Dienstag, den 6. 1. 1948 in unserer Kirche in Hamburg-Altona stattfindenden Tagung über unsere Auswanderung eingeladen. Ich werde dort Gelegenheit haben, unsere Vorhaben vorzutragen.«

Am 9. Januar 1948: »Unsere Zusammenkunft in Hamburg hat uns einen recht klaren Aufschluß über den Stand unserer Auswanderung gegeben. Nach Übersee können wir Westpreußen vorläufig nicht. Notgedrungen wird unse-

re Blickrichtung nach Frankreich gewendet. Frankreich will in beschränkter Anzahl Deutsche aufnehmen. Gustav Reimer ist es über einen mit Benjamin Unruh befreundeten alten französischen Diplomaten gelungen, mit einem Antrag auf mennonitische Einwanderung direkt in das Hauptquartier des Generals König in Baden-Baden hineinzukommen und mit dessen Adjutanten persönlich Fühlung zu nehmen. Man hat ihm zugesagt, unseren Antrag wohlwollend nach Paris weiterzuleiten. Vollständige Religionsfreiheit, deutsche Sprache im Religionsunterricht und Andachten, Ansiedlung in kleinen Gemeindeverbänden glaubt man ihm zusichern zu können. – Die Versammlung folgte den Ausführungen in sichtbar gedämpfter Stimmung, entschied sich aber für diesen Ausweg. Schon vorher hatte ich bei dem Punkt ›Siedlungsmöglichkeit im Reich‹ auf unsere Perspektiven im Pfälzisch-Hessischen Gemeindebezirk hingewiesen. Die Gegebenheiten sind zugegebenermaßen noch illusionsloser als in Frankreich. Sie fanden keinen Anklang.«

Am 10. März 1948: »In der Auswanderungsfrage machte sich das Bestreben des MCC bemerkbar, uns nach Übersee, Paraguay oder Kanada abzusetzen. Man ließ durchblicken, daß die unsichere politische Lage in Europa unser Streben nach endlicher Sammlung zur fruchtbaren Entfaltung besonders in dem weltabgelegenen Paraguay Aussicht auf Verwirklichung hat. Eine mennonitische Konzentration in diesem schwach bevölkerten Land hat manches Bestechende an sich. Es ist nicht zu verkennen, daß sowohl in Westpreußen als auch in Rußland das wirtschaftliche Erblühen in unserem Kulturkreis uns viel Mißgunst und erhebliche Anfeindungen eingebracht haben. C. F. Claßen gab zu, daß wir uns im südlichen Frankreich, wirtschaftlich jedenfalls, sehr bald reich entfalten würden. Aber nicht das war es, was die Stimmung für Frankreich zugunsten von Paraguay etwas abbröckeln ließ, sondern die Angst vor den Russen. – Schwieriger wird es sein, die Einreisegenehmigung der französischen Zonenverwaltung zu erlangen.«

Am 23. Mai 1948: »Sie haben recht, unsere Siedlungsunternehmungen nach Übersee haben sich zerschlagen. Gustav Reimer versucht jetzt über unsere französischen Mennonitengemeinden dasselbe, was wir vorhaben, nämlich die westpreußischen Mennoniten im Rahmen bereits bestehender Mennonitengemeinden in Pfalz-Rhein Hessen unterzubringen.« So weit die Briefauszüge.

Es ist heute schwer nachvollziehbar, unter welchem Druck die damals Verantwortlichen nach Möglichkeiten gesucht haben, den Vertriebenen eine neue Heimat anzubieten. Unter ganz besonderem Druck standen die Mennoniten in den Lagern Dänemarks. In seinem Büchlein »Neue Heimat in Uruguay« schreibt Johannes Bergmann: »In den Lagern in Dänemark wurde im

Jahre 1947 die Lage unserer Danziger Brüder kritisch. Die Dänische Regierung erklärte unzweideutig, daß, wenn innerhalb einiger Monate nicht eine Garantie zur Aufnahme der Danziger Flüchtlinge von irgendeinem Land käme, sie die ganze Gruppe zurück nach Danzig senden bzw. den Russen ausliefern würde«.¹

Im März 1948 kam ich also auf dem Weierhof an, wo ich auf dem Hof von Otto und Anna Zerger meine landwirtschaftliche Lehre begann. Ich habe miterlebt, wie Otto Zerger sich einsetzte für die Flüchtlinge aus dem Osten, wie er sich einsetzte für die Öffnung der französischen Zone, damit die Danziger in Dänemark endlich in der Pfalz eine neue Heimat finden könnten. Ich habe miterlebt, wie oft er mit seinem alten Opel P 4 herumgefahren ist von einem Amt zum anderen und in die Gemeinden der pfälzischen Mennoniten, um sie zu überreden, möglichst viele Flüchtlinge in ihren Häusern unterzubringen. Sein eigenes Haus war inzwischen längst übervoll. Das Ehepaar Zerger hatte in seinem großen Haus nur das Schlafzimmer für sich allein. Alle anderen Zimmer waren von Fremden belegt, und alle durften das Wohnzimmer benutzen.

Es liegt ein Manuskript von Otto Zerger vor, das verwendet wurde entweder für einen Vortrag in einer Pfälzisch-Hessischen Mennonitengemeinde oder für einen Brief an eine solche. Ich möchte davon nur den Schlußsatz vorlesen: »Wenn wir aber die Not unserer Flüchtlinge als die uns gerade jetzt gestellte Aufgabe klar erkennen, die Beseitigung derselben tatkräftig in Angriff nehmen und dabei auch nicht persönliche Opfer scheuen, so werden wir sicherlich die Erfahrung machen, daß wir letzten Endes die Nehmenden sind. Und darüber hinaus wird es dereinst auch von uns heißen: Ei, Du frommer und getreuer Knecht, Du bist im Kleinen treu gewesen, gehe ein zu Deines Herrn Freude!«

Ich habe erlebt, wie sich im Zergerschen Haus alle bekannten und bedeutenden Männer trafen, um zu beraten, wie man dem Flüchtlingsproblem begegnen könnte. So lernte ich Peter J. Dyck kennen und C. F. Claaßen, Richard Hertzler, Fritz Stauffer und die Vertreter des MCC in Neustadt an der Weinstraße.

Mittlerweile wurde nicht nur die französische Zonengrenze geöffnet, sondern auch die Lagertore in Dänemark. Von dort kamen Mennoniten zuerst in das Lager in Osthofen, von wo aus sie verteilt wurden auf die verschiedenen Gemeinden.

Im Frühjahr 1949 kam auch Johannes Driedger auf den Weierhof. Er schrieb 15 Jahre später in seinen Erinnerungen: »Bei der Eingliederung der mennonitischen Heimatvertriebenen in unsere Pfälz.-Hess. Mennonitengemeinden

hatte Otto Zerger schon wegweisend vorgearbeitet. Er hatte ganz persönlich 700–800 mennonitische Flüchtlinge aus Preußen in den Gemeinden unseres Konferenzverbandes untergebracht. Sie in das Wirtschaftsleben hineinwachsen zu lassen, dazu war ihm kein Weg zu weit und kein Einsatz zu schwer. Von mir aus gesehen hat Otto Zerger für das Weiterbestehen unserer Gemeinden mehr getan als sonst jemand anderes. Gewiß haben Friedrich Stauffer auf Bundesebene und ebenso Richard Hertzler, und nicht zu vergessen Paul Kliewer für den Aufbau der Gemeinde in Enkenbach Einmaliges geleistet.«

Unter den heimatlosen Mennoniten gab es viele Bauern, die wieder nach eigenem Land strebten. Zu diesem Zweck wurde 1949 das genossenschaftliche Flüchtlingswerk gegründet. Die Gründungsversammlung im Hause Zerger habe ich miterlebt. Das Einzigartige an dieser Genossenschaft war, daß ihre Wirksamkeit sich über ganz Rheinland-Pfalz erstrecken konnte und ihre Mitglieder zur einen Hälfte aus heimatvertriebenen, zur anderen aus einheimischen Mennoniten bestand. Der erste Vorsitzende dieser Genossenschaft wurde Otto Zerger. Zum Geschäftsführer wurde Johannes Driedger gewählt.

Diese beiden, Otto Zerger und Johannes Driedger, schickten am 3. Mai 1949 eine Denkschrift an den Oberregierungspräsidenten nach Neustadt an der Weinstraße, aus der ich zitieren möchte: »Bei den Ostvertriebenen, die zu uns kamen, handelt es sich fast ausschließlich um Landwirte, die bei den hiesigen Mennoniten-Bauern in den meisten Fällen sofort Arbeitsmöglichkeiten fanden. Unseren ansässigen Gemeindegliedern war damit Gelegenheit gegeben, Christentum der Tat unter Beweis zu stellen. Es ist im Großen und Ganzen gelungen, die freiwillige Aufnahme der Flüchtlinge zu erreichen.« ... »Mit der Aufnahme der Glaubensgenossen in unseren Häusern und ihrer Beschäftigung als Hilfskräfte ist aber unsere Aufgabe noch nicht beendet. So wenig ein dem Wasser entzogener Fisch und ein aus dem Boden gerissener Baum am Leben bleiben kann, wenn er nicht schnellstens wieder dem ihm ureigenen Element zurückgegeben wird, so wenig können unsere bauerlichen Flüchtlinge zur Lebensentfaltung kommen, wenn sie nicht bald wieder Grund und Boden unter die Füße bekommen, in welchem sie wieder Wurzeln schlagen können und so ein neues fruchtbares Leben zu gestalten vermögen. Nur so werden sie wirkliche Befriedigung finden und aufgrund ihrer anerkannten Tüchtigkeit als Ackerwirte und Viehzüchter vorteilhafte Dienste leisten.« Und weiter: »Die Schwierigkeiten einer Ansiedlung liegen darin, daß die Kreditnehmer zunächst nur wenig Sicherheit bieten können, andererseits aber aus kaufmännischen Gesichtspunkten heraus das Risiko so

klein wie möglich bleiben muß. Hier kann der Kreditgeber nur eine Genossenschaft sein, die über die Kreditwürdigkeit des Schuldners unterrichtet ist. Aus diesem Grund muß sich die Verwaltung der Genossenschaft gleichmäßig aus Einheimischen und Ostvertriebenen zusammensetzen. Die Genossenschaft soll nicht nur Bürgschaften und Kredite gewähren. Ebenso sollen die Einheimischen auf geeignete Pachtobjekte aufmerksam machen und bei den Übernahmeverhandlungen behilflich sein.« ... »Wir haben die Hoffnung und die Bitte an die staatlichen Stellen, daß sie im Rahmen des Lastenausgleiches, der Agrarreform, der Flurbereinigung oder aus sonstigen Mitteln unser Vorhaben unterstützen.« ... »Unsere Genossenschaft soll dem jüngeren Teil unserer Flüchtlinge entsprechende Lebemöglichkeit schaffen helfen. Die für die Selbsthaftmachung aufgewendeten Mittel gehen der Allgemeinheit nicht verloren, sondern sie werden in absehbarer Zeit durch entsprechende Leistungen wieder eingebracht.« Soweit die Zitate aus der Denkschrift.

Unter den mennonitischen Flüchtlingen gab es auch viele Alte, die im Jahre 1948 noch in Notunterkünften hausten. Um ihnen eine Bleibe zu schaffen, wurde zuerst der Heime-Verein gegründet. Die Vorgespräche hierzu wurden auf dem Weierhof geführt, entweder im Hause Zerger oder im Hause Christian Galle. Dieser Verein gründete in der Bundesrepublik drei Heime, in Pinneberg bei Hamburg, in Leutesdorf bei Neuwied und in Enkenbach in der Pfalz. Neben dem Heim in Enkenbach entstand eine ganz neue Siedlung. Hier wurde im Jahre 1956 eine neue Gemeinde aus mennonitischen Flüchtlingen gegründet.

In der alten Gemeinde Weierhof war der Zuwachs der Gemeindeglieder durch Heimatvertriebene extrem hoch, er erhöhte sich um rund 50 Prozent. Wir waren dort eine starke Jugendgruppe. Prediger Paul Schowalter gab sich viel Mühe mit uns. Im Pfarrhaus wurden Gemeindejugendtage abgehalten. Da sollte auf dem Thomashof eine Zusammenkunft stattfinden, bei der sich alle Jugendvertreter der Gemeinden aus Pfalz-Rhein Hessen und Baden-Württemberg treffen sollten. Es sollte dort Bericht gegeben werden über die Jugendarbeit in den Heimatgemeinden und es sollten Erfahrungen ausgetauscht werden. Dies war 1949.

Durch Wahl wurde ich bestimmt, hinzufahren. Die Fahrtkosten übernahm die Gemeinde, denn ich hatte als Lehrling nur ein monatliches Taschengeld in Höhe von 30 Mark. Ich fuhr mit der Bahn über Heidelberg nach Karlsruhe-Durlach. Von dort mußte ich zu Fuß zum Thomashof gehen. Ich hatte also Zeit genug, mir zurechtzulegen, was ich am Abend über unserer Jugendarbeit auf dem Weierhof erzählen würde: Von unserer Bibelarbeit, von

unseren zwanglosen Zusammenkünften in Privathäusern, bei denen auch manchmal getanzt wurde, von Ausflügen auf den Donnersberg, und einiges mehr.

Am Abend trafen dann alle Jugendvertreter in einem größeren Raum, in einem Kreis sitzend, zusammen. Ich hörte mir zuerst einige Berichte an – und erschrak. Was die aus ihren Gemeinden berichteten, das konnte ich nicht berichten. Die berichteten aus ihren Gemeinden nur vom Bibellesen und vom Singen frommer Lieder, aber nicht von fröhlichen und unbefangenen Zusammenkünften. Und sie taten so, als ob Frohsinn und Unbefangenheit etwas mit Sünde zu tun haben sollte. Nein, dachte ich, Du kannst hier nicht den Weierhöfer Jugendkreis sozusagen als Sündenpfehl beschreiben.

Und so kam ich dann an die Reihe, und alles, was ich zu erzählen beabsichtigte, sagte ich nicht. Ich stieß in das gleiche Horn wie meine Altersgenossen, die aus dem Verbandsbereich kamen. Ich erzählte, daß auch wir auf dem Weierhof nur ernsthafte Gespräche führten, die Bibel studierten und Psalmen sangen.

Auf einen Schlag hatte ich den Unterschied zwischen Mennoniten im »Verband« und denen der »Vereinigung« kennengelernt. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis, und ich nahm mir vor, mich nicht noch einmal auf eine Heuchelei einzulassen. Ich hatte vorher nicht gewußt, daß es unter Mennoniten solche Unterschiede geben konnte.

Ich kam vom Thomashof zurück auf den Weierhof, wo ich bereits neugierig erwartet wurde. Ich sollte erzählen, wie es mir ergangen sei. Und ich erzählte, und ließ dabei nichts aus. Da erst stellte es sich heraus, daß auch bereits ein Jahr vorher solch eine Jugendkonferenz auf dem Thomashof stattgefunden hatte. Und demjenigen, der vom Weierhof dorthin geschickt worden war, war es genauso wie mir ergangen. Deshalb hatte niemand mehr dorthin fahren wollen, und sie hatten mich geschickt, weil ich noch so unerfahren war.

Ich hatte gelernt, daß die Mennoniten der »Vereinigung« zu den Liberalen gehören und die Baden-Württemberger zu den Konservativen, also zum »Verband«. Und im Laufe der Zeit habe ich gelernt, daß die Mennoniten der Pfälzisch-Hessischen Konferenz sich in ihrer Geschichte als Zwischenglied zwischen Nord und Süd bewährt haben, denn die Pfälzer wurden von den Norddeutschen als »gerade noch liberal genug« gesehen und akzeptiert und von den Süddeutschen als »nicht so liberal«.

Daß die Pfälzer im Südwesten Deutschlands sich von ihren Glaubensgeschwistern im Süden unterschieden, hat sicherlich auch etwas damit zu tun, daß die Pfalz zeitweise in ihrer Geschichte unter französischem Einfluß

stand, und somit auch unter dem Einfluß der französischen Revolution und ihrer freiheitlichen Gedankenwelt.

Im Mai 1949 fand die Gründungsversammlung des Mennonitischen Heime-Vereins statt, der es sich zur Aufgabe machen wollte, alten Glaubensgeschwistern, die noch in der Zerstreuung lebten, eine Bleibe zu schaffen. In der Folgezeit wurden drei Altenheime eröffnet. Es ist wert, festgehalten zu werden, daß die große Weierhöfer Jugendgruppe im Jahre 1949 geschlossen dem Heime-Verein als Mitglied beitrug, jeder zahlte den Höchst-Beitragsatz von einer Reichsmark im Monat.

Das Altenheim in Enkenbach/Pfalz wurde im Jahre 1950 eröffnet. Alle einheimischen Mennoniten in Pfalz-Rhein Hessen haben mitgeholfen, nicht nur mit Geld, sondern auch mit Nahrungsmitteln.

Das Altenheim in Enkenbach mutete wie ein Geschenk an. Hätte es dieses Altenheim nicht gegeben, wäre wohl auch die Siedlung in Enkenbach nicht entstanden. Im Jahre 1952 kam Paul Kliewer als Heimleiter in das Enkenbacher Altenheim. Bis 1945 war er Bauer und Prediger in der Gemeinde Montau-Gruppe bei Graudenz gewesen. Dieser tatkräftige Mann war es, der die Initiative zum Bau der Siedlung entwickelte. Er fand viele Helfer, die ihn unterstützten. Paul Kliewer habe ich schon manchmal als den »Cornies von Enkenbach« bezeichnet, nach dem großen Organisator in den Kolonien der Mennoniten in Süd-Rußland im 19. Jahrhundert.

Die »Pfälzisch-Hessische Konferenz« war der Zusammenschluß sämtlicher Gemeinden in der Pfalz und Rhein Hessen. Der Erste Vorsitzende dieser Konferenz war viele Jahre lang mein Schwiegervater, Christan Galle vom Weierhof. Im Januar 1951 wurde in Neustadt an der Weinstraße von den Vorstehern und Predigern der Konferenz beschlossen, eine Naturalsammlung durchzuführen. Sie hatte einen guten Erfolg. Seit Bestehen des Altenheimes in Enkenbach wurden die Jahrestagungen der »Pfälzisch-Hessischen Konferenz« oft in Enkenbach in der dortigen Turnhalle durchgeführt. Sie fanden meist im Juni statt. Die vielen Besucher wurden vom Altenheim aus gepflegt. Die Kollekte von diesen Jahrestagungen kamen der Mennonitengemeinde in Enkenbach zugute. Weil die Jahrestagung immer an Fronleichnam stattfand, wurden sie damals »die Fronleichnams-Konferenz« genannt.

Unter den mennonitischen Flüchtlingen aus den Ostgebieten waren auch etliche Prediger, die nach Pfalz-Rhein Hessen kamen. Soweit ich mich erinnere, waren es auf dem Weierhof Bruno Wiehler aus Tiegenghagen und Johannes Driedger aus Heubuden. Auch Johannes Harder kam aus Tiegenghagen. Der lebte zusammen mit seiner Familie zuerst in Wintersheim (Gemeinde

Ibersheim) und später auf dem Kohlhof. Alle drei wurden in den Gemeinden, in denen sie lebten, gelegentlich zum Predigen eingeladen.

Manchmal war in den Gemeinden der Zusammenprall der beiden Traditionen zu spüren, der westpreußischen und der pfälzischen. In den westpreußischen Landgemeinden wurde das allgemeine Priestertum praktiziert, dort wurden Bauern zu Predigern gewählt, die für ihren Dienst in der Gemeinde nicht bezahlt wurden. In der Pfalz und Rheinhessen gab es in den Gemeinden bereits seit über 100 Jahren angestellte Prediger, die teilweise an Universitäten studiert hatten.

Aber dies war noch nicht einmal der Punkt, an dem sich die beiden Parteien stießen. Es waren auch weniger Fragen der Theologie, die strittig waren. Es waren eher Fragen der äußeren Gestalt, die hin und wieder Anstoß erregten. Da war beispielsweise das Abendmahl, dessen Verteilung in Westpreußen anders gehandhabt wurde als hier. Auch waren die Flüchtlinge es gewöhnt, noch vor dem Gottesdienst ihre Erfahrungen von der vergangenen Woche auszutauschen, weil sie sich schon eine Woche lang nicht gesehen hatten. Sie vermißten wohl die legendären Mantelhäuser, die sich in Westpreußen neben den meisten ihrer Kirchen befanden. Die »Mantelhaus-Gespräche« wurden vor der Kirchentüre auf dem Weierhof manchmal so laut, daß der schon längst begonnene Gottesdienst gestört wurde. Das änderte sich erst, als der Prediger Schowalter einschritt und darum bat, die Versammlung anderswohin zu verlegen.

Es war gut, daß sich in der Weierhöfer Gemeinde ein Kreis junger Männer bildete, der sich in besonderer Weise für die Gemeinde verantwortlich fühlte. Heute sind sie längst Großväter geworden. Es waren etwa acht Personen, Geflohene und Einheimische, die sich monatlich einmal auf dem Klosterhof im Hause meines Veters, Eckbert Driedger, trafen. Deshalb wurde dieser Kreis der »Klosterhöfer Kreis« genannt, zu dem auch ich gehörte.

Es wurden Gemeindeabende in der Kirche organisiert, die einmal im Monat stattfanden. Die Themen, die an diesen Abenden auf dem Programm standen, wurden von uns ausgewählt. Es handelte sich nicht um wissenschaftliche, sondern um Alltagsthemen: Prediger, Predigt, Gemeinde; Die Umwelt und wir; Wir feiern Familienfeste; Was verstehen wir unter »Buße«?; Wir Mennoniten und der Staat; Was ist Tradition?; Menno Simons und seine Bedeutung für das Täufern; Die Denkschrift der evangelischen Kirche über die Aussöhnung mit Polen.

Die Referate zum jeweiligen Thema wurden von uns gehalten. Anschließend fand immer eine Aussprache statt, die zugegebenermaßen manchmal ziemlich heftig wurde. Und das war das Bemerkenswerte: Wenn auch die Aus-

sprachen manchmal heftig ausfielen, so haben wir uns vier Wochen später wieder als Brüder getroffen. Keiner hatte dem anderen etwas übel genommen.

Der »Klosterhöfer Kreis« legte Wert darauf, daß bei den vorbereitenden Gesprächen für die Gemeindeabende der Prediger nicht dabei war. Wir waren aber dankbar dafür, wenn er zu den Gemeindeabenden kam. Denn wenn ein Streit grundsätzlich wurde, dann war es gut, wenn ein Theologe da war, der die Aussprache wieder auf einen Grund stellte – auf das Fundament des Glaubens.

Während der Zeit des Klosterhöfer Kreises wurde auch in der Weierhöfer Gemeinde mit einer langen Tradition gebrochen: Als wir einmal auf den Weierhof kamen, saßen während des Gottesdienstes in der Kirche die Männer auf der linken und die Frauen auf der rechten Seite. Wir sahen nicht ein, daß wir im Alltag mit unseren Frauen zusammen arbeiteten, aber am Sonntag beim Gottesdienst getrennt sitzen sollten. Diese Sitte wurde nach einiger Zeit abgeschafft. Und heute denkt jeder, das sei schon immer so gewesen.

Durch den Zuzug von Heimatvertriebenen aus dem Osten sind die seit dem 17. Jahrhundert bestehenden Mennonitengemeinden in Pfalz-Rheinhausen nicht nur an Zahl gewachsen, sie haben auch ein inneres Wachstum erfahren. Beide Teile sind reicher geworden dadurch, daß sie sich gegenseitig befruchtet haben.

Als unsere Familie, bedingt durch einen Berufswechsel, von der Weierhöfer in die Enkenbacher Mennonitengemeinde wechselte, kam uns diese Gemeinde fremd vor. Sie war eine reine Flüchtlingsgemeinde geblieben. Sie hatte nicht die Erfahrung mit jenen gemacht, die eine andere Glaubensauffassung und eine andere Glaubensform hatten. Auch die »Streitkultur«, die wir vom Weierhof gewöhnt waren, war hier eine andere, und die Diskussion um »Recht auf Heimat« und um »Versöhnung mit Polen« war hier noch akut. Das war 1971. Dieses Thema hatten wir auf dem Weierhof bereits 10 Jahre vorher besprochen.

Auch in die neu entstandene Enkenbacher Gemeinde waren zwei Prediger aus Westpreußen gekommen: Bernhard Kopper und Wilhelm Ewert, beide aus Montau-Gruppe bei Graudenz. Gerhard Fieguth, auch aus Westpreußen stammend, wurde hier zum Prediger gewählt. Der Älteste dieser Gemeinde war anfangs noch Gerhard Hein, angestellter Prediger der Nachbargemeinde Sembach. Hein stammte aus Rußland und war nach der dortigen Revolution nach Deutschland gekommen.

Das Thema »Die Integration der Mennoniten aus Westpreußen in Pfalz-Rheinhausen zwischen 1945 und 1960« lag mir schon lange »auf der Seele«,

und ich frage mich, weshalb sich noch niemand dieses Themas angenommen hat. Ich habe damals in den Jahren 1948 bis 1950 die Zeit bewußt miterlebt, und ich habe diese Generation gekannt, der die Integration ihrer Glaubensbrüder aus dem Osten wirklich ein Herzensanliegen war. Sie dachten nicht im Traum daran, für ihre Mühen womöglich irgendwann einmal eine Anerkennung zu erheischen, ganz zu schweigen davon, daß sie eine Entschädigung erwarteten für die Aufwendungen, die beispielsweise bei den Besuchen vieler Ämter entstanden waren. Die zahlten sie aus ihrer eigenen Tasche.

Wenn es Onkel Otto Zerger gelang, in der damaligen Zeit für seinen Opel P4 etwas Benzin zu bekommen, dann mußte das mittels eines alten Filzhuttes gefiltert werden, damit das Wasser ausgesondert wurde. Wer weiß heutzutage noch etwas davon? Und wer weiß heute noch, daß damals auf dem Weierhof das Zentrum des Hilfswerkes der Mennoniten in Süddeutschland war? Hier wurden in den Stuben die Pläne geschmiedet, hier wurden Gedanken ausgetauscht. Und immer ging es um die Frage: Wie können wir helfen, und wie können wir das am besten tun?

Ich bin dankbar dafür, daß ich jene Zeit erleben durfte, und daß für mich Gottvertrauen sichtbar wurde. Davon habe ich profitiert.

Anmerkung

1 Johannes Bergmann, *Neue Heimat in Uruguay*, Montevideo 1988, S. 22.

Diese Verse sind über sechzig Jahre alt. Sie stammen aus einem Brief, den Igne Weide im Januar 1934 an ihren Mann Abraham in Churruarín geschrie-